

Romy Schneider
Gelegenheiten



Romy Schneider wurde 1980 in Ost-Berlin geboren und musste die DDR mit ihren Eltern und Brüdern kurz vor dem Mauerfall verlassen.

Nach Abschluss ihres BWL-Studiums und Jahren in der Kommunikationsbranche in Düsseldorf und Essen traf sie 2018 eine mutige Entscheidung: Sie kündigte ihren Job für eine Weltreise mit ihrer Familie. Aus dieser inspirierenden Erfahrung entstand ihr erfolgreiches Buch «Herz schlägt Kopf», das im Oktober 2020 erschienen ist. Eine berührende Reise-geschichte über Veränderung und persönlichen Wachstum. Als freie Autorin und Lektorin hilft sie heute anderen Autor:innen, ihre Geschichten zu erzählen, und lebt mit ihrem Mann und ihrer Tochter im pulsierenden Ruhrgebiet. Ihr persönlicher Happy Place ist die Provence.

«Gelegenheiten» ist ihr Debütroman.

ROMY
SCHNEIDER

GELE
GEN
HEI
TEN


kopfreisen
VERLAG

IMPRESSUM

1. Auflage 2023 / Deutschland
© 2023 Kopfreisen Verlag
Sonnenstraße 116, 44139 Dortmund
www.kopfreisen-verlag.de

Das Werk, einschließlich aller seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verfassers / Verlags unzulässig. Dies gilt insbesondere für Vervielfältigung, Übersetzung, Mikroverfilmung und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Autorin: Romy Schneider
Gelegenheiten

Lektorat: Katja Scholz
www.freie-lektorin.com

Umschlaggestaltung: © Andrea Janas | www.andreajanas.com
unter Verwendung eines Motivs von Val_lva/Shutterstock.com

Layout & Satz: Stefanie Scheurich, Vogel: freepik.com
www.stefaniescheurich.de

Foto: © Tobias Christian Franke

Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich (ISBN: 978-3-910248-05-2).

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über dnb.dnb.de abrufbar.

Printed in Germany

Der Druck erfolgt in chlorfreier Tinte und das säurefreie Papier für den Innenteil des Buches wird von einem Anbieter mit Forest Stewardship Council-Zertifizierung bezogen. Unser Verlag verzichtet zudem auf überflüssigen Schriftverkehr und wickelt alle Prozesse digital ab. Dies spart Ressourcen und schont die Umwelt!

ISBN: 978-3-910248-04-5

Für Mila

Gender-Disclaimer

Aus Gründen des besseren Leseflusses wird auf die gleichzeitige Verwendung der Sprachformen männlich, weiblich und divers (m/w/d) verzichtet. Sämtliche Personenbezeichnungen gelten gleichermaßen für alle Geschlechter.

*Warte nicht zu lange, das Leben zu leben,
das du dir wünschst, sonst hast du vielleicht
keine Gelegenheit mehr dazu.*

(John Strelecky)

DIE PLAYLIST ZUM ROMAN

Den Code mit der Spotify-App scannen:



oder diesen QR-Code mit der
Smartphone-/Tablet-Kamera scannen.



APRIL

Mir war schon seit einiger Zeit klar, dass das irgendwann passieren würde. Passieren musste. Und das Irgendwann war heute.

Ausgerechnet diesen Tag hatte ich mir ausgesucht. Der Frühling, den ganz Berlin seit Wochen sehnsüchtig erwartete, kam endlich aus seinem Versteck. Zeigte sich von seiner schönsten Seite. Der Himmel war einheitlich blau, nicht eine Wolke ließ sich blicken. Die Sonne tauchte die Häuser und kleinen Grünflächen zwischen den Straßen und Gehwegen in ein warmes, fast schon sommerliches Licht. Man konnte regelrecht dabei zusehen, wie die Knospen an den Bäumen und Sträuchern aufbrachen und zaghaft die ersten winzigen Blätter hervorbrachten. Dieses helle, frische Grün, das es nur im Frühling gab, spross mit einem Mal aus allen Ecken.

Ich schaute aus dem Fenster und beobachtete zwei Tauben, die unten auf dem Rasen herumpickten. Die Gartenanlage in der Mitte der drei Neubauten wurde erst vor Kurzem zu übersteuerten Preisen von Landschaftsgärtnern hergerichtet. Ein üppig grüner, perfekt gestutzter Rollrasen, an den Rändern bunte Blumenbeete und hüfthohe Pflanzen mit dicken Stängeln und rosafarbenen Blüten, deren Namen ich nicht kannte. Sie seien exotisch, hatte man uns gesagt. Mittig war ein kleiner Teich eingelassen, sogar ein paar goldfarbene Fische

schwammen darin. Rundherum führte ein breiter Weg aus glitzernden weißen Kieselsteinchen. Am Rand zwei Holzbänke, die immer noch nach frischem Holz dufteten.

Exotische Idylle in Friedrichshain. «Typisch Berlin» war gestern.

Dahinter eine große, dicke Eiche, die verworrenen Äste ragten weit über die Bänke hinaus. Man hatte sie, so ausgewachsen wie sie war, hierher versetzt. Für das Heranwachsen junger Bäume war keine Zeit, es dauerte zu lange. Die Käufer der Eigentumswohnungen hier sollten sich wohlfühlen und dazu gehörte, dass es einen schattenspendenden Baum gab, unter den man sich setzen konnte.

Obwohl der Garten hübsch anzusehen war, setzte ich mich selten dort hin. Alles zu künstlich, nicht natürlich gewachsen. Außerdem war man umgeben von den anderen Wohnhäusern, deren gigantisch große Balkone und Terrassen zum Garten hinaus lagen.

Im Sommer trafen wir uns dort manchmal abends mit ein paar Nachbarn, um ein Feierabendbier zu trinken. Die Gespräche waren immer gleich: anstehende Beförderungen, Vorteile der neuen S-Klasse, die nächste Reise auf die Malediven. Ein langweiliges Wie-kann-ich-den-anderen-übertrumpfen-Spiel.

Ich machte mit. Ich gehörte dazu.

Marc und ich waren vor drei Jahren hierhergezogen. Raus aus Mitte, aus unserer zu klein gewordenen Wohnung, an der alle zehn Minuten die Straßenbahn vorbeirrte. Für mich war sie nicht zu klein. Die große Wohnküche entschädigte für das nicht vorhandene Wohnzimmer und die schmale Ausbuchtung im Schlafzimmer neben dem Bett nutzten wir als Kleiderschrank. Jedes Jahr knarrten die Dielen ein bisschen lauter. Ich liebte diese fünfzig Quadratmeter in Mitte. Die besten Croissants der Stadt bekam ich nur eine Etage tiefer,

aus der Bäckerei unter uns. In einer braunen Papiertüte, die fettige Flecken bekam, noch bevor ich wieder oben war. Aber Marc wollte sich verbessern, «unseren Lebensstil anpassen». Mitte war ihm irgendwann nicht mehr gut genug.

Er arbeitete für eine Unternehmensberatung. Die Firma war groß, genau wie sein Gehalt. Doch mein Job als Marketingmanagerin in einem Food-Unternehmen hielt gut mit.

Wir hatten in Berlin studiert und uns währenddessen kennengelernt. In einem Schreibkurs saß er direkt hinter mir und beschmiss mich mit kleinen Papierkügelchen. Ich fand das albern und ignorierte ihn. Obwohl er mir gefiel. Groß und schlank, ein markantes Gesicht, dichtes, dunkelblondes Haar, das immer leicht verwuschelt aussah. Unter seinen Shirts zeichneten sich Muskeln ab, ich tippte auf Fitnessstudio. Er konnte jede haben, und das wusste er. Ich vermutete, den Schreibkurs hatte er nur belegt, um Mädchen kennenzulernen, die, wenn sie schön waren, auch intelligent sein mussten.

Doch Marc ließ nicht locker. Vielleicht passte ich in sein Beuteschema, sportlich, schmal, braunhaarig. «Du hast so ein zartes Puppengesicht», sagte meine Mutter immer. Vielleicht spornte ihn auch mein Desinteresse an. Er stellte mir selbstgepflückte Gänseblümchen im Wasserglas auf den Tisch und brachte mir ungefragt Kaffee aus der Cafeteria mit. Am letzten Kurstag fragte er mich, ob ich ihn zu einer dieser Studentenpartys begleite, die jeden Donnerstagabend in einer kleinen, stickigen Bar in Friedrichshain stattfanden. Ich blieb standhaft. Bis zu jenem Abend, an dem Lotta, meine beste Freundin und WG-Partnerin, mich überredete hinzugehen. Sie hatte einen Typen im Auge, der dort Stammgast war. Lotta wollte ihre Chancen austesten. Ich war mir sicher, die hatte sie. Es gab kaum eine Woche, in der sie nicht eine neue Telefonnummer zugesteckt bekam. Ihre langen, dunklen Locken, die ihr

immer ins Gesicht fielen, wenn sie lachte, und ihre unbeschwerte Art konnte man nur mögen. Und sie besaß diese Kurven, von denen jede Frau und jeder Mann träumte. Lotta war ein Mensch, der das Leben nahm, wie es kam, ohne groß darüber nachzudenken. Ich hingegen machte mir immer viele Gedanken um alles Mögliche und las lieber Bücher oder schrieb Geschichten, als auf Studentenpartys zu gehen.

Lotta und ich waren völlig verschieden und vielleicht machte uns gerade das zu besten Freundinnen. Wir saßen stundenlang an der Spree und führten typische Mädchen-gespräche, wie man das mit Mitte zwanzig so macht. Ich brauchte ihre Leichtigkeit, mit der sie durchs Leben ging, und die mir manchmal fehlte. Und sie meine realistischen Einschätzungen, was manche Situationen und das Leben im Allgemeinen betraf. Meistens trafen wir uns in der Mitte.

Kurz vor Ende der Semesterferien beschloss Lotta, dass wir auf diese Party gehen. Wir saßen an der Spree und ließen unsere Füße ins Wasser baumeln. Ich hatte keine Einwände, die Prüfungen waren bestanden. Warum also nicht mal wieder einen netten Abend verbringen? In meinem Hinterkopf lag die leise Hoffnung, dass Marc auch da sein würde. Das Hin und Her zwischen uns empfand ich doch aufregender, als ich zugeben wollte. Und vielleicht sollte jetzt der nächste Schritt kommen.

Lotta jubelte und besorgte uns im nächstgelegenen Späti eine Flasche Spumante. An diesem Abend stießen wir auf die Liebe an und auf die Zukunft. Der Sekt kribbelte in meinem Mund und schmeckte nach süßer Freiheit. Es war eine dieser letzten lauen Spätsommernächte, die gleichzeitig Abschied und Neubeginn bedeuteten.

Seit dem besagten Partyabend waren wir unzertrennlich. Marc und ich. Wir sahen uns fast jeden Tag, unternahmen lange Spaziergänge und lernten zusammen für Prüfungen.

Wir setzten uns mit billigem Rotwein und Pizza an die Spree und erzählten uns unsere Träume.

Marc schwärmte davon, eines Tages eine Penthousewohnung in New York zu besitzen und in einer großen Unternehmensberatung zu arbeiten, die dort eine Zweigstelle hätte. Er würde zwischen Berlin und New York hin- und herpendeln, maßgeschneiderte Anzüge tragen und mit erfolgreichen Geschäftsmännern verhandeln. Kleider, Schmuck für mich. Geschlossene Gesellschaften für uns.

Marc dachte groß, von Anfang an. Das Funkeln in seinen Augen versprach ein aufregendes Leben. Ich schmiegte meinen Kopf an seine Schulter und erzählte ihm von meinem Traum, Bücher zu schreiben. Romane, die inspirieren und berühren. Ich würde Schriftstellerin sein. Nichts anderes.

Ich sah mich dabei in einem kleinen Häuschen in Frankreich sitzen, in der Provence. In einem dieser typischen Steinhäuschen mit Zypressen und Lavendel im Garten. Die Einrichtung wäre einfach und trotzdem stilvoll. Eine Kommode vom Flohmarkt, restaurierte Holzstühle aus dem Antiquitätenladen. Jeder in einer anderen Farbe. An manchen Stellen blätterte schon ein wenig Putz von der Wand und die schweren, drahtigen Eisenstühle auf der kleinen Terrasse hinter dem Haus wackelten etwas. Perfekt unperfekt.

Mit meinem leicht klapprigen Fahrrad würde ich zweimal die Woche zum Markt ins Dorf fahren, frische Lebensmittel einkaufen, aus denen wir abends ein simples, aber köstliches Essen zauberten. Dazu eine Flasche Rotwein, deren verschnörkeltes und schon nicht mehr ganz druckfrisches Etikett vermuten ließe, dass es sich um ein besonderes Tröpfchen handelte.

Dieses Bild war schon Jahre in meinem Kopf.

Marc lachte, ich hätte zu viele französische Filme gesehen. Und Frankreich, da würden wir jedes Jahr hinfahren, um dort

unseren Wein zu kaufen. Von einem der besten Weingüter des Landes. Und gegen eine Sommerresidenz hätte er nichts einzuwenden.

«Es wäre der perfekte Platz zum Schreiben, die Umgebung, die Atmosphäre – das alles würde mich inspirieren», ergänzte ich. Keine Ahnung, warum ich mir dessen so sicher war, ich fühlte es einfach. Den kurz aufflammenden Gedanken, dass er meine «Schreiberei» nicht ernst nahm, verdrängte ich. Bisher hatte ich ihm noch nichts von meinen Texten gezeigt. Was erwartete ich also? Ich freute mich auf eine gemeinsame Zukunft mit Marc und wollte, dass er glücklich ist. Alles andere würde sich fügen.

«Warum tust du das, Karla? Du glaubst doch nicht im Ernst, dass das jetzt der richtige Zeitpunkt ist.» Marc fuhr sich nervös durchs Haar und lief im Wohnzimmer auf und ab. Ich saß auf dem Sofa und schaute immer noch aus dem Fenster in den Garten. Mittlerweile waren Kati und Isabelle herausgekommen und setzten sich auf eine der Bänke. Jede eine große Kaffeetasse in der Hand. Sie lachten und schauten hoch in unsere Richtung. Sie wussten, dass ich einem guten Kaffee nur schwer widerstand. Ich sah schnell weg und drückte mich tiefer ins Sofa. Doch das riesige Panoramafenster machte das Verstecken unmöglich. Ich fühlte mich miserabel und ein Teil von mir wünschte, es wäre nicht so weit gekommen. Dann würden wir jetzt diesen frühlinghaften Sonntagvormittag nutzen und rausgehen. Vielleicht würden wir uns Frühstück mitnehmen und uns an die Spree setzen. So wie früher.

«Wir ... wir haben doch schon so oft darüber gesprochen.» Langsam und gequält kamen die Worte über meine Lippen. So viele Gespräche hatten wir schon geführt, stundenlang. «Es würde sich einfach nichts verändern. Wir sind zu festgefahren und ich ... will da raus.» Ich starrte auf den creme-gelb

gemusterten Teppich zu meinen Füßen und zählte die feinen, weißen Linien, die sich diagonal und im Zickzack darüber schlängelten. Ein Mitbringsel aus Kapstadt, handgewebt. Wir hatten uns damals beide sofort in ihn verliebt. Da wir ihn nicht mit in den Flieger nehmen konnten, ließen wir ihn uns per Kurier nach Deutschland schicken. Es war manchmal einfach, wenn man das nötige Kleingeld hatte.

Marc setzte sich auf die Couch neben mich und wartete darauf, dass ich ihm in die Augen sah. Ich hob meinen Kopf und drehte mich zu ihm. Eine Mischung aus Ärger und Traurigkeit lag in seinem Blick.

«Du kannst nicht gehen, du kannst doch nicht all das hier verlassen, was wir uns aufgebaut haben.» Er sprach so leise, es klang fast bittend.

Doch ich hatte mich entschieden. Ich wollte «all das hier» verlassen. Weil «all das hier» nicht meinen Träumen entsprach. Nicht mir entsprach. Ja, wir hatten uns einiges aufgebaut. Nach dem Studium bekamen wir beide Jobs, die uns interessierten und gut bezahlt wurden, und zogen in die kleine Wohnung mit dem Straßenbahnlärm vor der Tür. Wir waren unbeschwert und unabhängig. Kein Geld mehr, das wir von unseren Eltern oder dem Staat benötigten. Wir hatten unser eigenes. Fühlten uns frei. Wir kauften uns eine echte italienische Kaffeemaschine und die besten Bohnen, die wir finden konnten. In den Sommermonaten setzten wir uns morgens auf unseren winzigen Balkon, genossen den Kaffee, langsam, in kleinen Schlucken. Dabei machten wir uns einen Spaß daraus, den Leuten, die unter uns vorbeigingen, eine Geschichte anzudichten. Im Winter stellten wir uns abends in Decken gehüllt ans Fenster, zählten die Lichter da draußen und schmiedeten Pläne für den Sommer. Zwischendurch hatte ich immer genügend Zeit, um zu schreiben. Ich liebte unser Leben. Ich hätte nichts anderes gebraucht.

Doch mit dem Geld kamen immer mehr Anschaffungen. Wir konnten es uns ja leisten. Die übergroße HiFi-Anlage, immer das neueste Handy, Laptop, Tablet. Ein teures Auto, ein zweites. Handtaschen, Schmuck, Designerkleid. Es war aufregend. Es war wie ein Rausch. Die Welt, sie gehörte uns.

Marc war angestachelt und zog mich mit. Im gleichen Maße, wie die Arbeit mehr wurde, stieg das Gehalt und die freie Zeit sank. Marc wollte noch höher. Es machte ihn glücklich. Und ich wollte, dass er glücklich ist. Passte mich seinen Träumen an.

Mit der Zeit gewöhnte ich mich an den komfortablen Lebensstil. Shoppen auf dem Kurfürstendamm wurde so normal wie das Einkaufen im Supermarkt. Champagnerempfänge, Geschäftsessen. Es gab immer etwas, wo man sich zeigen musste. Mithalten musste.

Die Einladungen wurden mehr. Wir fühlten uns geschmeichelt.

Wir hoben ab. Waren in einer Blase.

Die Welt außerhalb existierte gar nicht mehr.

Neben unseren Luxusausgaben waren wir klug genug, auch einiges zu sparen. Den Traum von einer Penthousewohnung in New York hatte Marc stets vor Augen, auch wenn es zunächst eine in Berlin sein sollte. Eines Abends holte er mich vom Büro ab, es war wie immer spät geworden. Ich war nur daran interessiert, mit ihm einen gemütlichen Abend auf der Couch zu verbringen. Da zeigte er mir den Hochglanzflyer, der drei nagelneue Penthousewohnungen auf der Halbinsel Stralau in Berlin-Friedrichshain anpries. Ich sah das Funkeln in seinen Augen und wusste, dass ich ihm diese Wohnung nicht mehr würde ausreden können. Und nun saßen wir hier und ich wollte nichts sehnlicher, als wieder auszuziehen.

«Du weißt doch, wie ich darüber denke», sagte ich leise, «es macht mich nicht glücklich ... all das hier.» Der verächtliche

Ton in meiner Stimme war nicht beabsichtigt und im gleichen Moment bereute ich es. Es war ungerecht von mir. Marc wollte nie etwas anderes, als mich glücklich zu machen. Er hatte Spaß an seinem Job, arbeitete aber hart. Abend- und Wochenendschichten waren nicht selten, dafür konnte er sich das Leben leisten, das ihm so wichtig geworden war. Und bei dem er dachte, dass es das für mich ebenfalls ist. Ich hatte nie was gesagt, mich nie beschwert. Ich redete mir ein, wie gut ich es doch hatte. Doch innerlich fing ich irgendwann an, mich zu fragen, ob ich das alles überhaupt wollte. Ich vermisste das kribbelige Gefühl, die Energie, die früher durch meine Adern floss und die mich so motivierte. Das Leben bot so viele Möglichkeiten. So viele Gelegenheiten. Und ich wollte mich in dieses Meer voller Optionen hinein-
stürzen.

Doch da war keine Aufregung mehr. Das Kribbeln war weg. Ich steckte fest, wann auch immer das passiert war. Und der ganze Kram, den wir angehäuft hatten, zog mich jetzt zu Boden. Ich wurde wütend auf mich selbst, wie konnte ich bloß so undankbar sein? Ich hatte doch alles, was ich brauchte.

Doch hatte ich das wirklich? Was brauchte ich denn? Diese Frage beschäftigte mich fortan: Was brauchte ich?

«Und was ist mit mir?» Er flüsterte fast, als ob er die Antwort fürchtete. Und je leiser er sprach, desto weniger könnte passieren.

«Ich muss erst mal raus hier. Ich will mich selbst wieder spüren können.»

Ich wich ihm aus, wusste nicht, was mit ihm war. Mit uns. Ich hatte keine Ahnung, wohin das alles führen würde. Das Einzige, das ich wusste, war, dass ich allein sein wollte. Ich brauchte Ruhe zum Nachdenken. Ich wollte etwas verändern und ich wollte endlich wieder schreiben. Und zwar richtig. Einen ganzen Roman. Vielleicht wollte ich ein ganz anderes

Leben. Ich hatte mich von mir selbst entfernt und nun musste ich wieder zurückfinden.

In den letzten Jahren hatte ich immer weniger geschrieben, bis ich es irgendwann ganz sein ließ. Die Zeit und die Ruhe fehlten. Ich schlug einen Karriereweg ein, wurde mit dreißig stellvertretende Leiterin der Marketingabteilung und kam selten vor einundzwanzig Uhr nach Hause. Meine handschriftlichen Texte sammelte ich in einer Kiste, die ich im Kleiderschrank verstaute. Ganz nach unten. Ganz nach hinten.

Die auf dem Laptop angefangenen Manuskripte lagerte ich auf eine externe Festplatte aus. Auch diese fand ihren Weg in die Kiste. Doch ich hatte nie aufgehört, vom Schreiben zu träumen. Ich verschob es nur auf später. Jetzt war ich vierunddreißig und das Später war noch immer nicht eingetroffen. Die Zeit raste.

Marc stand vom Sofa auf und ging zum Fenster. Ich riskierte einen Blick nach draußen und sah, dass nun auch die Männer, Jakob und Daniel, zu ihren Frauen gestoßen waren. Sie winkten, als sie Marc sahen. Er hob nur leicht die Hand, als ob sie ihm zu schwer wäre, und rang sich ein gequältes Lächeln ab. Ich ahnte, was in seinem Kopf vorging. Bald würden sie es erfahren, dass er, der erfolgreiche Unternehmensberater, der seiner Freundin jeden Wunsch von den Lippen ablas, von ihr verlassen worden war. Sie würden es nicht verstehen, wie man so ein Leben aufgeben konnte. Ich verstand es ja selbst nicht.

Nächtelang hatten wir im Bett gegessen und geredet. Und immer wieder schaffte Marc es, mich davon zu überzeugen, dass alles perfekt war. Jedes Mal war ich zuversichtlich, dass er recht hatte und es nur eine Phase wäre, die bald vorüberginge. Doch die Phase endete nicht. Bis ich irgendwann zu dem Schluss kam, dass ich sie selbst beenden musste. Und das war heute.

Ich wollte zunächst zu meinen Eltern fahren. Sie wohnten ein Stück raus aus Berlin, in einem kleinen Ort bei Königs-Wusterhausen. Immer noch im gleichen Haus, in dem ich meine Kindheit und Jugend verbracht hatte. Momentan waren sie auf einer vierwöchigen Reise durch Norwegen und erst vor ein paar Tagen losgefahren. Die Gelegenheit bot sich also an und so hatte ich Zeit, dort in Ruhe über alles nachzudenken. Mir die nächsten Schritte zu überlegen. Denn weiter als bis dahin hatte ich noch nicht gedacht.

Meine Mutter war besorgt, als ich sie anrief und ihr erzählte, dass ich Marc verlassen würde und ein bisschen Zeit bräuchte, um mir über einiges klar zu werden. Das war vor drei Tagen. Verwundert war sie nicht. Sie schätzte Marc, aber sie war immer schon der Meinung gewesen, dass wir verschiedene Ansichten vom Leben hätten.

Ich hatte bereits meine beiden Rollkoffer aus der Kammer im Flur geholt und stand nun im Ankleidezimmer, um sie mit dem Allernötigsten zu füllen.

In dem kleinen Dorf meiner Eltern brauchte ich keine schicken Kleider oder teuren Handtaschen, geschweige denn Make-up oder Pumps. Eigentlich hatte ich dieses ganze Zeug nie wirklich gewollt.

Ich packte für ein anderes Leben.

Ich nahm zwei Jeans aus dem Schrank, ein paar Shirts und Pullis sowie zwei Paar Turnschuhe und mein schwarzes Lieblingssweatshirt. «I'm a writer» stand in weißen Lettern darauf. Es stammte aus meiner Studentezeit und war schon ziemlich verwaschen. Das einzige Kleidungsstück, das mir überhaupt aus dieser Zeit geblieben war. Ich hatte es damals im Anschluss an meinen ersten Schreibkurs gekauft, in dem kleinen Buchladen in meinem Heimatdorf. Bevor ich nach Berlin zog, war ich häufig dort gewesen. Schon als Kind hatte ich stundenlang in der Kinderbuchecke gestöbert. Ich erinnere

mich noch wie Merle, die Besitzerin, zu mir sagte, dass sie sich freuen würde, wenn ich eines Tages mein eigenes Buch in ihren Regalen stehen hätte. Ich zog den Pulli immer an, wenn ich schrieb.

Mit dem Herausziehen des Pullis, der weit unten im Schrank lag, fiel mein Blick auf die Texte-Kiste. Sie war gerade so groß, dass Blätter in DIN-A4-Größe hineinpassten. Ich zog sie hervor und strich über das helle Holz. Diese Kiste war ein Stück Kindheit. Mein Vater hatte sie selbst gebaut und mir zu meinem zehnten Geburtstag geschenkt. «Für deine Geheimnisse», hatte er gesagt. Sie besaß sogar ein kleines Vorhängeschloss, doch den Schlüssel dazu hatte ich irgendwann verloren.

Vorsichtig hob ich den Deckel, es war eine ganze Zeit her, dass ich reingeschaut hatte. Obendrauf lag die kleine Festplatte, das Letzte, was ich hineingelegt hatte. Darunter mehrere schmale Notizbücher, vollgekritzelt mit Gedichten und Gedanken, sowie ein paar lose Blätter mit Notizen, aus denen mal ein Roman werden sollte. Ich nahm die ganze Kiste mit und verstaute sie in meinem Koffer. Lesen wollte ich später. Jetzt musste ich erst mal weg. Marc war joggen gegangen, um sich abzulenken. Er wusste, dass er nichts mehr tun konnte, um mich von meinem Vorhaben abzubringen. Ich wollte weg sein, bevor er wiederkam. Wollte es nicht noch schwerer machen. Wollte ihm den Abschied ersparen. Für den Moment gab es nichts mehr zu sagen.

Ich hatte so oft versucht, ihm zu erklären, dass ich Abstand brauchte. Dass ich endlich meinen Traum leben wollte und wie wir es für uns beide am besten lösen könnten. Ich war nicht so ein Mensch, der einfach von heute auf morgen verschwand. Aber Marc hatte nie damit gerechnet, dass ich es wirklich ernst meinte. Doch je mehr Tage, Wochen und Monate vergingen, desto ernster wurde es für mich. Ich

hatte innerlich schon fast abgeschlossen, er fing gerade erst damit an.

Es war nicht mal so, dass ich mir sicher war, ihn zu verlassen. Es hatte ja nicht nur etwas mit ihm zu tun. Ich lechzte nach Veränderung, und eigentlich wollte ich mein ganzes Leben verlassen. Ein Leben, in dem er einen großen Teil ausmachte. Den Teil, der bleiben sollte. Doch Marc war zu fest verankert in diesem Leben, in das ich nicht mehr gehörte. Vielleicht nie gehört hatte. Und jetzt war ich das eine Puzzlestück, das am Ende fehlte und so das perfekte Gesamtbild zerstörte.

Ich nahm meine Koffer und verließ das Ankleidezimmer. Das «Sanfte Seidengrau».

Langsam zog ich das Gepäck durch den Flur. An der Wohnungstür blieb ich stehen und betrachtete die riesige Korkpinnwand, die daneben hing. Neben To-do-Listen, Terminen und Einkaufszetteln hielt sie die schönen Momente in unserem Leben fest. Marc und ich am Strand auf Bali. Marc und ich auf einer Firmenveranstaltung. Marc und ich auf einem Neujahrsempfang. Marc und ich.

Auf jedem Bild strahlten wir übertrieben in die Kamera. Zurechtgemacht wie Stars für den roten Teppich. Jeder, der sie betrachtete, musste denken, wie perfekt alles war. Wie glücklich und sorglos wir sein mussten. Eins der Fotos vom Anfang unserer Beziehung, wie wir an einem See sitzen und picknicken, nahm ich ab und steckte es in meinen Rucksack. Es war schon ganz verblichen. Dann verließ ich die Wohnung. Leise zog ich die Tür ins Schloss und schlich zum Fahrstuhl. Ich hoffte, auf dem Weg in die Tiefgarage niemandem zu begegnen, dem ich erklären musste, wohin ich ging und warum.

Doch unten war alles still, ich zog meine Koffer hinter mir her bis zu meinem Auto, ein unpraktisches Cabriolet, wozu

Marc mich überredet hatte. Ein Koffer passte in den Koffer-
raum, den anderen quetschte ich auf den schmalen Rücksitz.
Erleichtert darüber, dass niemand meine Aktion mitbekam,
stieg ich ein und startete den Motor. Irgendwann, wenn ich
etwas Abstand gewonnen hatte, würde ich Kati und Isabelle
anrufen und ihnen das erklären, was ich gerade selbst noch so
schwer in Worte fassen konnte.

Langsam fuhr ich aus der Garage, raus aus unserer Straße
und hoffte, dass ich die richtige Entscheidung getroffen hatte.



Das Haus meiner Eltern hatte einen Garten mit einem gro-
ßen knorrigen Apfelbaum in der Mitte. Als Kind war ich
darin herumgeklettert, als Teenager saß ich oft stundenlang
auf einem der unteren Äste und schrieb in eins meiner Notiz-
bücher. Meist waren es nur einzelne Zeilen, manchmal dra-
matisch mit einem Hang zur Poesie. Später wurden die Texte
zusammenhängender und länger. Was mich bewegte, schrieb
ich auf und spann Geschichten drumherum. Manchmal ver-
lor ich mich darin.

Ich parkte in der kleinen Einfahrt vor dem Haus und
blieb noch kurz sitzen. Durchatmen. Jetzt war es so weit. All
meine Überlegungen der letzten Wochen und Monate, meine
Zweifel, ob ich das Richtige tat, meine Angst vor diesem
Schritt und vor den Konsequenzen, die meine Entscheidung
mit sich tragen würden, das ständige Hin und Her – es war
vorbei.

Der Druck im Kopf wich der Erleichterung, denn im Prin-
zip war nichts passiert. Auf eine Art fühlte ich mich befreit.
Ich war über die unsichtbare Grenze in meinem Kopf gegan-
gen. War dabei, mein altes Leben zu verlassen und ein neues
zu beginnen. Das, was vor mir lag, war unklar, aber es gab mir

das Gefühl, endlich wieder lebendig zu sein. – Das Meer der Optionen umspülte vorsichtig wieder meine Zehen.

Ich stieg aus, zerrte die Koffer aus dem Auto, die sich jetzt viel leichter anfühlten, und ging langsam zur Haustür. Ich war zu Hause. Hier würde ich die nächsten Wochen verbringen, in Ruhe nachdenken und wieder anfangen zu schreiben.

Ich griff unter den dritten Blumentopf, der mit fünf anderen neben der Haustür in einer Reihe stand. Ich lächelte, diesen Platz für den Haustürschlüssel gab es schon, als ich noch ein Kind war und ich mich nicht getraut hatte, einen eigenen Schlüssel einzustecken, aus Sorge, ihn zu verlieren.

Ich schloss die Haustür auf und trat in den Flur. Sofort stieg mir ein Hauch von Rose und Lavendel in die Nase. Meine Mutter liebte diese Kombination, seit ich denken konnte. Mit diesem Geruch verband ich Kindsein, Unbeschwertheit. Ich sog die Luft ein. Der letzte Besuch bei meinen Eltern war schon etwas länger her. Und diesmal war es anders.

Ich hängte meine Jacke an der kleinen Garderobe hinter der Haustür auf, stellte meine Koffer ab und ging in die Küche, um mir einen Kaffee zu machen. Letztes Weihnachten hatten Marc und ich meinen Eltern genau die gleiche Kaffeemaschine geschenkt, die wir auch besaßen. Ich füllte Bohnen auf, goss Wasser in den Behälter und drückte auf den Startknopf. Ein vertrautes Rasseln durchdrang die Stille und wenige Sekunden später erfüllte ein herrlich angenehmer Kaffeeduft die Küche. Wie ich es vermisst hatte, einfach nur mal wieder ganz in Ruhe und ganz für mich einen guten Kaffee zu trinken. Ohne oberflächliche Gespräche und ohne Zeitdruck, weil ich ins Büro musste oder wir irgendeinen wichtigen Termin hatten. Zeit war für Marc immer kostbar und jede Minute musste ausgefüllt sein. Doch ich sehnte mich nach der Ruhe und Einfachheit, die im Moment lag.

Ich holte mir eine Tasse aus dem Schrank über der Spüle,

goss mir ein, ging rüber ins Wohnzimmer und schob die große Glasschiebetür auf. Der Frühling strömte ins Haus, vermischte sich mit Rose und Lavendel. Ich ging nach draußen, setzte mich auf die kleine Holzbank unter dem Apfelbaum und schaute nach oben. Die Äste mit ihren frischen, zartgrünen Blättern ließen noch genügend Sonnenlicht hindurchscheinen. Sie wärmten mein Gesicht und ich schloss die Augen, um diesen Moment einzufangen. Doch es dauerte nur wenige Minuten und schon bohrten sich immer neue Fragen durch meinen Kopf. Wie sollte es nun weitergehen? Wo sollte ich hin? War ich überhaupt in der Lage, in dieser Situation ein Buch zu schreiben? Noch dazu war ich doch komplett aus der Übung. Und wer sollte es überhaupt lesen?

Mein Handy klingelte dumpf irgendwo hinten im Haus. Ich stand seufzend auf, stellte meine Tasse ab und ging hinein. Bestimmt meine Mutter, die wissen wollte, wie es mir ging und ob ich *es* getan hatte.

«Hi, Mum, ich bin schon bei euch. Habe es durchgezogen.» Wie sich das anhörte. Als ob ich etwas verbrochen hätte.

«Ach Liebes, wie gehts dir denn? Findest du dich zurecht? Ich habe gar nichts eingekauft, ich war mir nicht sicher, ob du ... Ach, in der Tiefkühltruhe ist noch ein bisschen Gemüse und was von der Tomatensuppe, die du so magst. Können wir irgendetwas für dich tun? Wir können auch früher zurückkommen.»

Ich war vierunddreißig Jahre alt und meine Mutter traute mir nicht zu, dass ich selbst für mich sorgen konnte.

«Nein, nein, genießt ihr mal euren Urlaub.» Auch wenn ich liebend gerne mit meiner Mutter jetzt hier in live gesprochen hätte, war ich doch froh, erst mal allein zu sein. «Ich gehe morgen einkaufen», ergänzte ich, um sie zu beruhigen, dass ich nicht verhungern würde. «Ansonsten ... geht es mir gut. Ich bin irgendwie ... erleichtert. Zumindest für den

Moment.» Ja, das war ich, aber ich hatte auch Angst vor all den Momenten, die noch kommen würden.

«Na, dann komm erst mal an, mein Schatz. Du kannst so lange bleiben, wie du willst. Wir sind für dich da, wenn du uns brauchst.»

«Danke, Mum.» Ein kleiner Kloß bildete sich in meinem Hals.

«Wie hat Marc denn reagiert?»

«Na ja, er war ... traurig ... und verärgert. Und hilflos. Und dann ist er joggen gegangen.»

«Er wollte es sicher nicht wahrhaben.»

«Nein. Wollte er nicht.»

«Vielleicht redet ihr noch mal zu einem späteren Zeitpunkt. Ich meine ... ich weiß, dass ihr schon so viele Gespräche geführt habt, aber ... ihr wart so lange zusammen. Auch wenn ich immer gedacht habe, dass ihr zu unterschiedlich seid ...»

«Ja, ich weiß.»

«Was ist denn mit deinem Job? Hast du Urlaub genommen?»

«Ich habe gekündigt.»

Stille. Diesen Teil hatte ich meinen Eltern bisher vorenthalten. Aus Angst, sie hätten mich davon abhalten wollen.

«Aber Liebes, war das nicht etwas voreilig? Oder hast du schon etwas Neues? Etwas weniger Stressiges? Ich fand sowieso, du hast viel zu viel gearbeitet. Du musst doch das Leben genießen. Du bist doch noch so jung. Aber irgendeinen Job brauchst du. Und deinen Roman kannst du doch nebenbei schreiben. Eine Teilzeitstelle wäre doch was.»

Die Beunruhigung in ihrer Stimme war deutlich zu hören. Ich würde ohne Job und damit auch ohne Geld sein. Und nur Bücher schreiben, das würde nicht reichen. Meine Mutter hatte mich immer unterstützt, wenn es ums Schreiben ging. Aber sie glaubte nicht, dass ich es schaffen würde, davon zu leben.

«Ich habe ein bisschen was gespart, Mum. Das wird eine Weile reichen.»

Mein Gespartes war in Wirklichkeit ziemlich überschaubar. Es war viel für unsere Wohnung draufgegangen. Marc hatte sie zwar bezahlt und bezahlte immer noch, doch ich hatte ihm jeden Monat einen größeren Betrag als «Miete» überwiesen. Das erschien uns als die beste Lösung. Die Einrichtung, die wir mit Hilfe eines professionellen Raumausstatters ausgesucht hatten, ging zu einem großen Teil auf mich. Aber ich wollte jetzt nicht damit anfangen, irgendetwas zurückhaben zu wollen. So war ich nicht. Von meinen Ersparnissen würde ich, wenn ich mich einschränkte, eine Weile leben können. Auch ohne Teilzeitjob. Nur Marcs Traum von einer Penthousewohnung in New York würde so erst mal wieder in weite Ferne rücken. Ich fühlte mich schlecht deshalb. Endlich fing ich an, meinen Traum zu leben, aber machte dafür seinen kaputt.

«Ich brauche meine gesamte Zeit fürs Schreiben. Ich will es diesmal wirklich durchziehen. Ich muss. Und wenn es nichts wird ... dann habe ich es wenigstens versucht.»

«Okay, Liebes, du wirst schon wissen, was du tust. Ich glaube an dich. Und dein Vater auch. Ich mache mir nur Sorgen ... du kannst jederzeit bei uns wohnen.»

«Ich weiß, Mum.»

Dass ich nach Frankreich gehen wollte, um dort mein Buch zu schreiben, davon erzählte ich ihr lieber noch nichts. Ich wusste ja auch noch gar nicht, wohin. Ich hatte nur dieses Bild im Kopf: mein Steinhaus, und wie ich draußen hinter dem Haus in meinem kleinen Garten saß und schrieb. Schrieb, bis die letzten Sonnenstrahlen hinter den sanft geschwungenen Hügeln am Horizont verschwunden waren.



Die Tage vergingen, ich war schon über eine Woche im Haus meiner Eltern und nichts tat sich. Ich schlief viel, las viel, trank viel Kaffee im Garten. Das sonnige Wetter hielt sich beständig. Ich wusste nicht, wohin mit mir, fühlte mich antriebslos. Dabei musste ich doch jetzt mein Leben weiter planen. Es endlich wieder selbst in die Hand nehmen. Ich wollte so viel, dass es mich geradezu blockierte und ich mich zu nichts aufraffen konnte. Endlich hatte ich meine Ruhe und fühlte mich elend. Ich wühlte in meiner Texte-Kiste und durchstöberte die alte Festplatte. Meine Romanidee, die schon seit Jahren in meinem Kopf herumschwirrte, war noch nicht ganz ausgegoren, doch es war schon so viel da. Es musste nur noch miteinander verbunden werden. Jeden Morgen setzte ich mich an meinen Laptop und starrte auf das leere Dokument vor mir – doch nichts passierte. Kein einziges Wort tippte ich in die Tastatur. Mein Kopf war leer und gleichzeitig voll. Er verlangte nach einer Pause und wollte gleichzeitig vorankommen. Ich wurde ungeduldig. Hatte ich tatsächlich geglaubt, ich könnte sofort loslegen? Langsam fing ich an, daran zu zweifeln, die richtige Entscheidung getroffen zu haben. Der Erleichterungsmoment war längst verfliegen. Jetzt prasselten all die Momente auf mich ein, vor denen ich mich gefürchtet hatte.

Musste ich da durch? War das mein Entzug? Oder sollte ich einfach wieder zurückgehen? Noch war es nicht zu spät. Ich hatte mich nicht wirklich von Marc getrennt. Brauchte nur Zeit. Und vielleicht reichte diese eine Woche schon, um mir darüber klar zu werden, dass ich falschgelegt hatte. Eine romantische Spinnerie. Zu viele französische Filme. Ich war keine Schriftstellerin. Früher vielleicht, aber heute immer noch?